

KNAUR 

*Von Linwood Barclay sind bereits folgende Titel
in der Verlagsgruppe Droemer Knaur erschienen:*

Weil ich euch liebte

Fenster zum Tod

Frag die Toten

Nachts kommt der Tod

Über den Autor:

Linwood Barclay, geboren 1955, stammt aus den USA, lebt aber seit seiner Kindheit in Kanada. Er studierte Englische Literatur an der Trent University in Peterborough, Ontario, und arbeitete bis 2008 als Journalist. Im *Toronto Star*, Kanadas größter Tageszeitung, hatte er eine beliebte Kolumne. Sein erster Thriller, *Ohne ein Wort* (2007), war auf Anhieb ein internationaler Bestseller. Er hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit seiner Frau in der Nähe von Toronto.

LINWOOD BARCLAY

SCHWEIG
FÜR
IMMER

Thriller

Aus dem Englischen von
Silvia Visintini

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»No Safe House« bei New American Library, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe März 2016
Knaur Taschenbuch
© 2014 Barclay Perspectives, Inc.
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Koettnitz
Covergestaltung: wunderlandt.com
Coverabbildung: wunderlandt.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51791-8

2 4 5 3 1

Für Neetha

PROLOG

Richard Bradley neigte nicht zur Gewalttätigkeit, doch genau in diesem Moment hätte er jemanden umbringen können.

Er saß im Schlafanzug auf der Bettkante. »Ich halte das nicht mehr aus«, sagte er.

»Du gehst da jetzt nicht raus«, sagte seine Frau Esther. »Nicht schon wieder. Finde dich einfach damit ab.«

Sie konnten die Musik von nebenan nicht nur hören, sie *spürten* sie. Der tiefe Bass wummerte in den Wänden ihres Hauses wie ein Herzschlag.

»Himmelherrgott, es ist elf«, sagte Richard und schaltete seine Nachttischlampe ein. »Und es ist Mittwoch. Nicht Freitagabend oder Samstagabend, sondern Mittwoch.«

Die Bradleys wohnten schon fast dreißig Jahre in diesem bescheidenen Haus in Milford, in dieser hundert Jahre alten Straße mit ihren stattlichen Bäumen. Sie hatten Nachbarn kommen und gehen sehen. Nette und grässliche. Aber so grässlich wie diese war noch nie jemand gewesen. Seit zwei Jahren vermietete der Eigentümer des Nachbarhauses an Studenten des Housatonic Community College drüben in Bridgeport. Seither, und Richard Bradley versäumte nicht, täglich darauf hinzuweisen, ging die Gegend immer mehr vor die Hunde.

Es hatte schlimme und weniger schlimme Studenten gegeben. Doch die, die jetzt hier hausten, schossen den Vogel ab. Laute Musik, fast jede Nacht. Marihuanaschwaden, die durch die Fenster hereinwehten. Zerbrochene Bierflaschen auf dem Gehsteig.

Früher war das ein angenehmes Viertel gewesen. Junge Paare

in ihrem ersten eigenen Heim, manche mit kleinen Kindern. Natürlich gab es auch ältere Kinder, Teenager, die hier lebten, doch wenn die es krachen ließen, sobald sie allein zu Hause waren, konnte man sie wenigstens am nächsten Tag bei ihren Eltern verpfeifen, und dann kam es nicht mehr vor. Zumindest eine Zeitlang. Auch ältere Leute wohnten hier, viele davon Rentner. Wie die Bradleys, die seit den siebziger Jahren an Schulen in und um Milford unterrichtet hatten, ehe sie in den Ruhestand gingen.

»Haben wir dafür unser Leben lang geschuftet?«, fragte Richard seine Frau Esther. »Damit wir eines Tages Tür an Tür mit einem Haufen gottverdammter Krawallmacher wohnen können?«

»Ich bin sicher, die machen bald Schluss«, sagte sie und setzte sich im Bett auf. »Irgendwann ist doch immer Schluss. Wir waren doch auch mal jung.« Sie verzog das Gesicht. »Vor langer Zeit.«

»Das ist wie ein Erdbeben, das überhaupt nicht mehr aufhört«, sagte Richard. »Und ich hab nicht mal eine Ahnung, was das für eine Musik sein soll. Was ist das, verdammt noch mal?«

Er stand auf, nahm den Bademantel, der über einem Stuhl hing, schlüpfte hinein und knotete sich den Gürtel zu.

»Du kriegst noch einen Herzinfarkt, wenn du so weitermachst«, sagte Esther. »Du kannst doch nicht jedes Mal rüberrennen, wenn so was passiert.«

»In zwei Minuten bin ich wieder da.«

»Herrgott noch mal«, sagte sie, als er das Schlafzimmer verließ. Esther Bradley schlug die Decke zurück, zog sich auch den Bademantel an, schlüpfte in die Hausschuhe, die neben dem Bett standen, und rannte hinter ihrem Mann die Treppe hinunter.

»Richard«, sagte sie flehentlich.

Sie würde ihn nicht allein da hinübergehen lassen. Sie hielt die Wahrscheinlichkeit, dass diese jungen Männer auf ihn losgingen, für geringer, wenn diese sie da stehen sahen. Würden sie einen alten Mann niederschlagen, wenn seine Frau zusah?

Von Sendungsbewusstsein erfüllt, stapfte Richard die Stufen zur Haustür des dreigeschossigen viktorianischen Hauses hoch. Die meisten Lichter im Haus waren an, viele der Fenster geöffnet, die Musik plärrte so laut, dass die ganze Nachbarschaft sie hören konnte, doch noch immer nicht laut genug, um die lärmenden Stimmen und das Gelächter der Anwesenden zu übertönen.

Richard schlug mit der Faust an die Tür. Seine Frau war auf der untersten Stufe stehen geblieben und behielt ihren Mann besorgt im Auge.

»Was willst du denn sagen?«, fragte sie.

Er ignorierte sie und hämmerte erneut gegen die Tür. Als er die Faust zum dritten Mal erhob, ging die Tür auf. Ein dünner Mann um die zwanzig stand vor ihm. Er war etwa einsachtzig groß, trug Jeans und ein unifarbenes dunkelblaues T-Shirt. In der Hand hielt er eine Dose Coors.

»Hey«, sagte er. Er blinzelte ein paar Mal benommen und musterte seinen Besuch. Bradleys dünne graue Haarbüschel standen in alle Richtungen ab, sein Bademantel war vorne ein wenig aufgegangen, und seine Augen traten ihm fast aus den Höhlen.

»Sind Sie noch bei Sinnen?«, brüllte Richard.

»Wie bitte?«, fragte der Mann verwundert zurück.

»Sie halten die ganze Nachbarschaft wach, verdammt nochmal!«

Die Lippen des Mannes formten sich zu einem O, als bemühe

er sich zu verstehen, was Richard von ihm wollte. Jetzt bemerkte er Esther Bradley, die ihre Hände fast wie zum Gebet gefaltet hatte.

»Die Musik ist ein bisschen laut«, sagte sie, und es klang beinahe wie eine Bitte um Entschuldigung.

»Ach ja, Mist«, sagte der junge Mann. »Sie wohnen nebenan, stimmt's?«

»Herrgott«, sagte Richard und schüttelte den Kopf. »Ich war letzte Woche da, und die Woche davor auch. Ist von Ihrem Hirn überhaupt noch was übrig?«

Der Mann blinzelte noch ein paar Mal, dann drehte er sich um und brüllte ins Haus hinein: »Hey, mach leiser. Carter! Hey, Carter! Mach – ja, Scheiße, mach halt leiser!«

Drei Sekunden später hörte die Musik auf. Die Stille war ohrenbetäubend.

Der junge Mann entschuldigte sich mit einem Achselzucken.

»Tut mir leid.« Er streckte Richard seine freie Hand entgegen. »Ich bin Brian. Oder hab ich das schon gesagt?«

Richard Bradley übersah die Hand.

»Wollen Sie vielleicht auf 'n Bier reinkommen?«, fragte Brian und schwang die Bierdose. »Pizza ham wir auch.«

»Nein«, sagte Richard.

»Danke für die Einladung«, sagte Esther fröhlich.

»Sie – Sie wohnen da drüben, stimmt's?«, fragte Brian und wies mit dem Finger auf das Haus.

»Ja«, sagte Esther.

»Gut. Also, tut mir echt leid wegen dem Krach. Wir hatten heute alle Klausur, ja, und jetzt feiern wir halt ein bisschen ab. Wenn's Ihnen wieder zu viel wird, dann kommen Sie einfach rüber und haun an die Tür. Dann schalten wir wieder 'nen Gang zurück.«

»Genau das habe ich gemacht«, sagte Richard.

Brian zuckte wieder die Achseln, trat ins Haus zurück und schloss die Tür.

»Ist doch ein ganz netter Junge«, sagte Esther.

Richard knurrte.

Sie kehrten in ihr Haus zurück, das sie vorhin so eilig verlassen hatten. Die Tür stand noch einen Spaltbreit offen. Erst als sie beide im Haus waren und die Tür geschlossen und verriegelt hatten, stellten sie fest, dass sie nicht alleine waren. Zwei Personen saßen im Wohnzimmer.

Ein Mann und eine Frau. Ende dreißig, Anfang vierzig. Beide mit lässigem Schick gekleidet. Jeans – hatte die der Frau tatsächlich eine Bügelfalte? – und leichte Jacken.

Esther schrie vor Schreck auf, als sie die beiden bemerkte.

»Herrgott!«, sagte Richard. »Wie zum Teufel sind Sie –?«

»Sie sollten die Tür nicht einfach offen stehen lassen«, sagte die Frau und erhob sich von der Couch. Sie konnte nicht größer als eins sechzig sein. Schwarzes Haar, zu einem kurzen Bob geschnitten. »Ist nicht sehr schlau«, sagte sie. »Auch nicht in einer netten Gegend wie der hier.«

»Ruf die Polizei!«, sagte Richard Bradley zu seiner Frau.

Der Befehl kam mit einer gewissen Verzögerung bei Esther an. Dann machte sie sich auf den Weg in die Küche. Doch kaum hatte sie den ersten Schritt getan, sprang der Mann auf und stellte sich ihr in den Weg. Er war gut einen Kopf größer als die Frau und stämmig. Flink war er auch.

Er packte Esther unsanft an ihrer knöchigen Schulter, wirbelte sie herum und stieß sie grob in einen der Wohnzimmerstuhl.

Sie jaulte auf.

»Sie elendes Schwein!«, sagte Richard Bradley und stürzte auf den Mann zu, während der ihm den Rücken zuwandte. Er ballte eine Hand zur Faust und drosch sie dem Eindring-

ling zwischen die Schulterblätter. Der drehte sich blitzschnell um, fegte Richard wie ein Kind zur Seite, bemerkte, als dieser rückwärts auf die Couch zutaumelte, dessen nackten Fuß und bohrte ihm seinen Absatz hinein.

Bradley schrie vor Schmerz auf, wollte sich an der Couch festhalten, ging aber zu Boden.

»Es reicht«, sagte die Frau. »Schatz, magst du vielleicht ein paar von den Lampen ausmachen? Es ist schrecklich hell hier drin.«

»Klar«, sagte er, ging zum Schalter und löschte das Licht.

»Mein Fuß«, wimmerte Richard. »Verdammt, Sie haben mir den Fuß gebrochen.«

»Ich muss ihm helfen«, sagte Esther. »Lassen Sie mich einen Eisbeutel für ihn holen.«

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte der Mann.

Die Frau setzte sich auf die Kante des Couchtisches, von wo aus sie Esther im Sessel und Richard auf dem Boden gleichermaßen gut im Blick hatte.

»Ich werde Ihnen beiden jetzt eine Frage stellen«, sagte sie.

»Und ich werde sie nur einmal stellen. Deshalb möchte ich, dass Sie mir sehr aufmerksam *zuhören* und sehr gründlich *überlegen*, bevor Sie mir antworten. Was Sie nicht tun sollten, ist, meine Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten. Das wäre sehr, sehr unproduktiv. Verstehen Sie?«

Die Bradleys sahen einander verängstigt an. Dann richteten sie ihre Blicke wieder auf die Frau.

Ein mattes Auf und Ab ihrer Köpfe signalisierte, dass sie verstanden hatten.

»Das ist sehr gut«, sagte die Frau. »Also, passen Sie auf. Es ist eine sehr einfache Frage.«

Die Bradleys warteten.

»Wo ist es?«, fragte die Frau.

Die Worte hingen in der Luft. Niemand gab ein Geräusch von sich.

Nach ein paar Sekunden sagte Richard: »Wo ist w-?«

Er bemerkte den Blick der Frau und brach ab.

Sie lächelte und drohte ihm mit dem Finger. »Na, na. Was habe ich gerade gesagt? Fast wär's Ihnen rausgerutscht, nicht wahr?«

Richard schluckte. »Aber –«

»Können Sie die Frage beantworten? Eines sollten Sie wissen: Eli sagt, es ist hier.«

Richards Lippen zitterten. Er schüttelte den Kopf und stammelte: »Ich – ich weiß – ich weiß nicht –«

Die Frau streckte die Hand aus und brachte ihn damit zum Schweigen. Sie wandte sich an Esther. »Möchten Sie die Frage beantworten?«

Esther wählte ihre Worte sehr sorgfältig. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ein bisschen konkreter werden könnten. Ich – ich muss Ihnen sagen, dass mir der Name – Eli? –, ich kenne niemanden, der so heißt. Was immer Sie wollen, wenn wir es haben, dann bekommen Sie es.«

Die Frau seufzte und sah ihren Partner an, der ein paar Schritte von ihr entfernt stand.

»Sie hatten Ihre Chance«, sagte sie. »Ich habe Ihnen gesagt, dass ich die Frage nur einmal stellen werde.« Genau in diesem Augenblick begann im Nachbarhaus die Musik wieder so laut zu dröhnen, dass die Fensterscheiben im Haus der Bradleys vibrierten. Die Frau lächelte. »Das ist Drake. Den mag ich.« Sie blickte zu ihrem Begleiter hoch und sagte: »Er-schieß den Mann.«

»Nein! Nein!«, schrie Esther.

»Herrgott!«, rief Richard. »Sagen Sie uns doch –«

Der pensionierte Lehrer kam nicht mehr dazu, den Satz zu

beenden. Denn der Mann hatte bereits eine Pistole aus der Jacke gezogen, sie nach unten gerichtet und abgedrückt.

Wieder wollte Esther schreien. Doch sie brachte nichts weiter hervor als ein Piepsen, als wäre jemand auf eine Maus gestiegen.

»Wahrscheinlich wissen Sie's wirklich nicht«, sagte die Frau zu ihr. Sie nickte ihrem Kompagnon zu, und dieser feuerte einen zweiten Schuss ab.

»Muss aber nicht heißen, dass es nicht hier ist«, sagte sie matt.

»Das wird eine lange Nacht, Schatz. Es sei denn, es ist in der Keksdose.«

»Das glaubst du ja selbst nicht«, sagte er.

Wie war ich eigentlich auf die Idee gekommen, dass nach einer Zeit großer Finsternis, in der man mit den schlimmsten Dämonen gerungen und sie besiegt hat, alles wieder gut wird?

Reines Wunschdenken.

Ja, eine Zeitlang lief es schon recht gut. Vor sieben Jahren hatte nämlich alles auf Messers Schneide gestanden. Buchstäblich. Es gab Tote. Viel hatte nicht gefehlt, und meine Frau, meine Tochter und ich wären darunter gewesen. Aber dann war alles vorbei, wir waren wieder zur Ruhe gekommen – und noch immer eine Familie.

Und wie es in diesem Lied heißt, rappelten wir uns wieder auf, bürsteten uns den Staub ab und fingen wieder von vorn an.

Mehr oder weniger.

Denn die Narben blieben. Wir durchlebten unsere Variante einer posttraumatischen Belastungssituation. Meine Frau Cynthia auf jeden Fall. Sie hatte ihre gesamte Familie verloren, als sie vierzehn war. Und mit verloren meine ich wirklich *verloren*. Eines Nachts verschwanden ihre Eltern und ihr Bruder auf Nimmerwiedersehen. Erst fünfundzwanzig Jahre später erfuhr Cynthia, was aus ihnen geworden war. Ein glückliches Wiedersehen gab es allerdings nicht.

Und das war noch nicht alles. Cynthias Tante bezahlte den Höchstpreis für ihren Versuch, Licht in ein jahrzehntealtes Geheimnis zu bringen.

Und dann war da noch Vince Fleming, ein Jugendfreund von Cynthia, der in jener verhängnisvollen Nacht, als ihre Familie verschwand, mit ihr zusammen gewesen war.

Mit seiner Hilfe fanden wir fünfundzwanzig Jahre später heraus, was sich wirklich ereignet hatte. Vince hatte inzwischen die Verbrecherlaufbahn eingeschlagen, und dieser völlig untypische Anfall von Altruismus hätte beinahe auch ihn das Leben gekostet.

Die Geschichte hatte damals ein Riesenaufsehen erregt. Sogar zu einem Film wollten sie sie verwursten, aber daraus wurde dann doch nichts, und meiner Meinung nach war das auch besser so.

Wir dachten, wir könnten dieses Kapitel im Buch unseres Lebens endlich schließen. Fragen waren beantwortet, Rätsel gelöst. Die Bösen starben oder landeten hinter Gittern.

Fall abgeschlossen, wie es so schön heißt.

Aber es ist wie ein verheerender Tsunami. Man glaubt, es sei vorbei, doch Jahre später werden an einer weit entfernten Küste Trümmer angespült.

Für Cynthia hatte das Trauma kein Ende. Jeden Tag lebte sie mit der Angst, die Geschichte könne sich mit ihrer heutigen Familie wiederholen. Mit mir. Und unserer Tochter Grace. Leider führten die Schritte, die sie unternahm, damit das nicht geschah, in jenen Bereich, der als das Gesetz der unbeabsichtigten Folgen bekannt wurde: Handlungen, die man begeht, um etwas zu erreichen, erzielen oft genau den gegenteiligen Effekt.

Cynthias Bemühungen, unsere vierzehnjährige Tochter vor der bösen weiten Welt zu beschützen, trieben Grace regelrecht dazu, so schnell wie möglich Bekanntschaft mit ihr zu machen.

Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf, dass es uns letzten Endes gelingen würde, uns aus der Finsternis wieder ans Licht zu kämpfen. Allem Anschein nach sollte das aber noch eine ganze Weile dauern.

Grace und ihre Mutter lieferten sich beinahe täglich erbitterte Wortgefechte.

Und es ging immer um das Gleiche.

Grace kam nicht zur vereinbarten Zeit nach Hause. Grace rief nicht an, sobald sie dort ankam, wo sie hinwollte. Grace sagte, sie gehe zu *einer* Freundin, ging dann aber zu einer anderen und sagte ihrer Mutter nicht Bescheid. Grace wollte zu einem Konzert in New York, würde von dort aber erst um zwei Uhr morgens zurück sein.

Mom sagte nein.

Ich versuchte mich als Friedensstifter bei diesen Auseinandersetzungen. Gewöhnlich ohne großen Erfolg. Unter vier Augen sagte ich Cynthia, ich verstehe ihre Beweggründe und wolle auch nicht, dass Grace etwas zustieß. Doch wie sollte unsere Tochter lernen, auf eigenen Beinen zu stehen, wenn sie nie Gelegenheit bekam, Dinge selbständig zu entscheiden?

Im Allgemeinen endeten diese Streitigkeiten damit, dass jemand Türen knallend davonestürmte. Grace ließ ihre Mutter wissen, dass sie sie hasste, rannte aus der Küche und stieß dabei einen Stuhl um.

»O Gott, sie ist genau wie ich«, sagte Cynthia oft. »Ich war in dem Alter ein Alptraum. Ich will nur nicht, dass sie dieselben Fehler macht wie ich.«

Selbst jetzt, zweiunddreißig Jahre danach, plagten Cynthia die schlimmsten Schuldgefühle wegen der Nacht, in der ihr Vater, ihre Mutter und ihr großer Bruder Todd verschwanden. Irgendwie glaubte sie noch immer, alles wäre anders gekommen, wenn sie damals nicht ohne Wissen und Erlaubnis ihrer Eltern mit einem Jungen namens Vince ausgegangen wäre. Wäre sie damals nicht so betrunken nach Hause gekommen und hätte ihren Rausch ausschlafen müssen, hätte

sie von den Vorgängen im Haus vielleicht etwas mitbekommen und ihre Familie retten können.

Obwohl nichts in diese Richtung deutete, war Cynthia überzeugt, dass das Verschwinden ihrer Angehörigen die Strafe für ihr ungebührliches Verhalten war.

Sie wollte Grace davor bewahren, sich eines Tages ähnliche Vorwürfe machen zu müssen. Sie impfte Grace förmlich ein, wie wichtig es war, sich dem Druck ihrer Altersgenossen zu widersetzen, sich nie in eine heikle Lage bringen zu lassen, stets auf die leise Stimme im Kopf zu hören, wenn diese flüsterte: *Das ist verkehrt. Nichts wie weg von hier.*

Oder, wie Grace es formulierte: »Bla, bla, bla, bla.«

Es nützte nicht viel, dass ich Cynthia sagte, so gut wie jeder Jugendliche mache so eine Phase durch. Selbst wenn Grace den einen oder anderen Fehler machte, hieße das noch nicht, dass die Folgen so dramatisch sein würden wie Cynthia sie erlebt hatte. Meine Güte, Grace war ein Teenager. In sechs Jahren, wenn Cyn und ich uns bis dahin noch nicht umgebracht hatten, würden wir unsere Tochter zu einer vernünftigen jungen Frau heranreifen sehen.

Trotzdem konnten wir uns nur schwer vorstellen, dass diese Zeit jemals kommen würde.

Da war zum Beispiel der Abend, an dem Cynthia in der Post Mall auf der Suche nach Schuhen war. Wen entdeckte sie dort? Grace, die mit Freundinnen rauchend vor einem Kaufhaus stand. Cynthia stellte sie vor ihren Klassenkameradinnen zur Rede und befahl ihr, auf der Stelle mit ihr nach Hause zu fahren. Cynthia war außer sich. Sie war so damit beschäftigt, Grace zusammenzustauchen, dass sie ein Stoppschild übersah.

Beinahe wären sie in einen Müllwagen gefahren.

»Wir hätten tot sein können«, erzählte Cynthia mir. »Ich

habe die Beherrschung verloren, Terry. Ich war total durch den Wind.«

Nach diesem Vorfall beschloss sie zum ersten Mal, sich eine Auszeit zu nehmen. Nur eine Woche. Uns – oder genauer gesagt, Grace – zuliebe. Eine Verschnaufpause nannte Cynthia es. Sie sprach mit Naomi Kinzler darüber, ihrer Therapeutin, bei der sie schon seit Jahren in Behandlung war. Kinzler bestärkte sie in ihrem Entschluss.

»Verlassen Sie die Konfliktsituation«, sagte die Therapeutin.
»Sie laufen nicht davon. Sie drücken sich nicht vor Ihrer Verantwortung. Sie brauchen nur Zeit zum Nachdenken. Sie müssen sich sammeln. Das dürfen Sie sich zugestehen. Damit geben Sie auch Grace Zeit zum Nachdenken. Dass Sie das tun, wird ihr möglicherweise nicht gefallen, aber mit der Zeit wird sie es vielleicht verstehen. Der Verlust Ihrer Familie hat Ihnen eine fürchterliche Wunde geschlagen, und diese Wunde wird vielleicht nie ganz verheilen. Selbst wenn Ihre Tochter das jetzt noch nicht ermessen kann, der Tag wird kommen, davon bin ich überzeugt.«

Cynthia bekam ein Zimmer im Hilton Garden Inn gleich hinter der Post Mall. Eigentlich hatte sie ins preisgünstigere Just Inn Time gehen wollen, aber das kam gar nicht in Frage. Das Haus war nicht nur eine schäbige Absteige, sondern vor einigen Jahren hatte von dort aus auch ein Mädchenhändlerring operiert.

Sie war nur eine Woche weg, aber es kam mir vor wie ein Jahr. Was mich am meisten überraschte, war, wie sehr Grace ihre Mutter vermisste.

»Sie hat uns nicht mehr lieb«, sagte Grace eines Abends, während wir Lasagne aus der Mikrowelle aßen.

»Das ist nicht wahr«, sagte ich.

»Stimmt. Sie hat *mich* nicht mehr lieb.«

»Deine Mutter hat sich eine Auszeit genommen, gerade *weil* sie dich so liebhat. Sie weiß, dass sie zu weit gegangen ist, dass sie überreagiert hat, und sie braucht ein bisschen Zeit, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.«

»Sag ihr, sie soll sich beeilen.«

Als Cynthia zurückkam, lief alles besser. Einen Monat lang. Sechs Wochen vielleicht.

Doch der Friede erwies sich als brüchig. Anfangs gab es nur kleinere Scharmützel, den einen oder anderen Schuss vor den Bug vielleicht.

Dann das richtige Gemetzel.

Während ihrer Schlachten verletzten sie einander so sehr, dass es jedes Mal Tage dauerte, bis unser Leben wieder in normalen Bahnen verlief – was immer das ist. Ich bemühte mich zu vermitteln, aber die Dinge nahmen ihren eigenen Lauf. Wenn Cynthia Grace etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, legte sie ihr Zettel hin, gezeichnet: *K. M.* Genauso wie ihre eigene Mutter, wenn sie sauer auf Cynthia gewesen war und sich nicht hatte überwinden können, *Küsschen, Mom* hinzuschreiben.

Aber mit der Zeit wurde aus *K. M. Küsschen, Mom*, und Tauwetter zwischen Mutter und Tochter setzte ein. Grace bat ihre Mutter um einen Rat. Passte dieses Oberteil zu dieser Hose? Konnte sie ihr bei dieser Hausaufgabe helfen? Allmählich entspann sich wieder ein zaghafter Dialog.

Alles wurde gut.

Und dann wurde wieder alles schlecht.

Vor ein paar Tagen wurde es richtig schlecht.

Grace wollte mit zwei Freundinnen nach New Haven fahren, wo unter der Woche ein riesiger Second-Hand-Kleiderbasar stattfand. Sie hatten Schule, deshalb konnten sie nur am Abend hin. Wie bei diesem Konzert in New York bedeutete

der Ausflug eine späte Rückkehr mit dem Zug. Ich bot ihnen an, sie hinzufahren, mir dort ein bisschen die Zeit zu vertreiben und sie dann wieder heimzubringen. Doch davon wollte Grace nichts wissen. Sie und ihre Freundinnen waren keine Kleinkinder mehr. Sie wollten alleine fahren.

»Kommt nicht in Frage«, sagte Cynthia, die gerade am Herd stand und Abendessen machte. Panierte Schweineschnitzel mit Wildreis, wenn ich mich recht entsinne. »Terry, sag, dass du das genauso siehst. Dass das gar nicht in Frage kommt.« Doch Grace ließ mich erst gar nicht zu Wort kommen. »Das ist nicht dein Ernst! Ich fahr doch nicht nach Budapest, sondern nach New Haven. Verdammte Scheiße.«

Das war eine relativ neue Entwicklung. Kraftausdrücke. Und die hatten wir wahrscheinlich selbst provoziert. Es kam nicht gerade selten vor, dass Cynthia oder ich die S-Bombe fallen ließen, wenn wir wütend oder frustriert waren. Hätten wir eine dieser Dosen gehabt, in die jeder einen Vierteldollar einwerfen muss, der ein Schimpfwort verwendet, hätten wir uns mit dem gesammelten Geld jedes Jahr eine Reise nach Rom leisten können.

Trotzdem ermahnte ich Grace deswegen.

»So redest du nicht mit deiner Mutter«, sagte ich streng.

Cynthia war offenbar der Meinung, mit einer Rüge sei es nicht getan. »Du hast zwei Wochen Hausarrest«, sagte sie.

Grace, die nicht wusste, wie ihr geschah, schoss zurück: »Wie lange willst du es eigentlich noch an mir auslassen, dass du deine Familie nicht retten konntest? Ich war da noch nicht mal geboren, klar? Ich kann nichts dafür.«

Wenn Worte töten könnten ...

Grace bereute sie, kaum dass sie sie ausgesprochen hatte. Doch das war nicht alles, was in ihrer Miene zu lesen war.

Da war noch etwas. Furcht.

Sie hatte eine Grenze überschritten, und sie wusste es. Hätte sie Gelegenheit dazu gehabt, sie hätte ihre Worte zurückgenommen, hätte ihre Mutter um Verzeihung gebeten. Doch sie kam nicht mehr dazu. Cynthias Hand war schneller.

Sie traf Grace mitten ins Gesicht.

Eine Ohrfeige, so kräftig, dass ich sie auf meiner eigenen Wange spürte.

»Cyn!«, rief ich.

Im selben Augenblick taumelte Grace zur Seite und streckte instinktiv die Hand aus, um einen eventuellen Sturz abfangen zu können.

Sie erwischte den Topf, in dem der Reis kochte. Stieß ihn zur Seite. Die Hand rutschte ab. Landete auf der Kochplatte.

Der Schrei. Himmel, der Schrei.

»O Gott!«, sagte Cynthia. »Oh, mein Gott!«

Sie packte Grace am Arm, drehte sie zur Spüle herum, machte das kalte Wasser an und hielt Grace' Hand unter den kräftigen Strahl. Sie hatte mit dem Handrücken den heißen Topf und mit der Handkante die Kochplatte berührt, jeweils nicht länger als eine Millisekunde, doch das hatte genügt, um das Fleisch zu versengen.

Tränen strömten Grace übers Gesicht. Ich nahm sie fest in den Arm, während Cynthia ihr das Wasser über die Hand laufen ließ.

Wir brachten sie ins Krankenhaus Milford.

»Du kannst ihnen ruhig die Wahrheit sagen«, sagte Cynthia zu Grace. »Du kannst ihnen sagen, was ich getan habe. Wenn sie die Polizei rufen, sollen sie's tun. Geschieht mir recht, wenn ich bestraft werde. Ich werde nicht von dir verlangen, für mich zu lügen.«

Grace erzählte dem Arzt, sie habe Wasser aufgesetzt, um sich Nudeln zu kochen. Sie habe ihre Kopfhörer in den Ohren

gehabt, Adeles »Rolling in the Deep« gehört, dazu getanzt und wie eine Verrückte mit den Armen um sich geschlagen. Dabei habe sie den Griff erwischt und den Topf vom Herd gerissen.

Wir brachten Grace mit ihrer sorgfältig verbundenen Hand nach Hause.

Am nächsten Tag zog Cynthia zum zweiten Mal aus. Sie ist noch nicht zurückgekommen.

2

»Reggie, Reggie, komm rein, komm rein.«

»Hi, Unk.«

»Hast du sie gefunden?«

»Himmel, lass mich doch erst meinen Mantel ausziehen.«

»Tut mir leid. Ich bin nur –«

»Nein. Ich habe ... sie nicht gefunden. Noch nicht. Und Geld hab ich auch keins gefunden.«

»Aber ich dachte – Du hast doch gesagt, du hast das Haus gefunden, und –«

»Es hat nicht geklappt. Es war eine falsche Spur. Eli hat uns angelogen, Unk. Und zurückfahren und ihn noch mal fragen können wir nicht.«

»Oh. Aber du hast doch gesagt –«

»Ich weiß, was ich gesagt habe. Aber du hörst doch, es ist schiefgegangen.«

»Tut mir leid. Ich habe mir so große Hoffnungen gemacht. Als wir das letzte Mal telefoniert haben, hatte ich den Ein-

druck, du bist dir ganz sicher. Ich bin halt enttäuscht. Es gibt fertigen Kaffee, wenn du welchen möchtest.«

»Danke.«

»Trotzdem, ich bin dir dankbar für alles, was du für mich tust.«

»Schon gut, Unk.«

»Ich meine, was ich sage. Ich weiß, du kannst es schon nicht mehr hören. Aber ich meine es wirklich so. Du bist alles, was ich habe. Du bist das Kind, das ich nie hatte, Reggie.«

»Ein Kind bin ich nicht mehr.«

»Nein, nein – du bist jetzt richtig erwachsen. Du bist schnell groß geworden.«

»Konnte mir's nicht aussuchen. Der Kaffee ist gut.«

»Tut mir nur leid, dass ich nicht früher für dich da war.«

»Ich habe dir nie Vorwürfe gemacht. Das weißt du. Wir müssen das nicht noch mal durchkauen. Hast du das Gefühl, dass *ich* mich da reinsteigere? Hm? Und ich bin diejenige, der das alles passiert ist. Also wenn ich damit leben kann, dann solltest du's auch können.«

»Es fällt mir schwer.«

»Du lebst in der Vergangenheit. Das ist dein Problem, Unk. Mein Gott, damit hat dieser ganze Scheiß hier überhaupt erst angefangen. Weil es dir so schwerfällt, loszulassen.«

»Ich ... ich habe halt gehofft, dass du sie findest.«

»Ich gebe nicht auf.«

»Aber ich seh's dir an. Du hältst das alles für Schwachsinn. Für dich ist das alles eine Lappalie.«

»Das habe ich nicht gesagt. Nicht den letzten Teil. Hör mal, ich verstehe schon, warum dir das wichtig ist, warum sie dir so viel bedeutet. Und du bist *mir* wichtig. Es gibt nur zwei Menschen, die mir etwas bedeuten. Und du bist einer davon, Unk. Alle anderen sind mir scheißegal.«

- »Aus dir werd ich nicht schlau. Und weißt du, warum?«
- »Nein. Warum?«
- »Du verstehst die Menschen, du kapiert, wie sie denken und wie sie fühlen. Du kannst dich richtig in sie hineinversetzen. Und trotzdem hast du keine ... wie heißt das Wort?«
- »Liebe?«
- »Nein, das meine ich nicht.«
- »Empathie?«
- »Ja, ich glaube, so nennt man das.«
- »Dich hab ich lieb, Unk. Sehr sogar. Aber Empathie? Ich glaube, ich verstehe, wie die Leute ticken. Ich weiß, was sie fühlen. Ich muss wissen, was sie fühlen. Ich muss wissen, wann sie Angst haben. Ich muss spüren, *dass* sie Angst haben. Aber leid tun sie mir deswegen nicht. Sonst könnte ich nicht tun, was ich tue.«
- »Tja, ich täte mich sicher leichter, wenn ich mehr wie du wäre. Ich hatte wohl zu viel Empathie für diesen verdammten Eli. Er kam mir vor, wie ein Kind, das sich verlaufen hatte – zum Teufel, ein Kind war er wirklich nicht mehr. Einundzwanzig oder zweiundzwanzig war er schon. So um den Dreh rum. Ich hab ihn doch anständig behandelt, Reggie. Dachte ich wenigstens. Wirklich. Und dann fällt mir dieser Hurensohn in den Rücken.«
- »Ich glaube, er hat sich bei dem anderen Interessenten gemeldet.«
- »Mist. Das darf doch nicht wahr sein!«
- »Nicht so schlimm. Nur ein erster Kontakt. Mit den Einzelheiten wollte er erst bei einem persönlichen Gespräch herausrücken. Zu dem es jetzt natürlich nicht mehr kommen wird. Ich glaube, er hat uns die Wahrheit darüber gesagt, was mit ihr geschehen ist, aber wo sie ist ... da hat er uns angelogen. Und das Haus der Lehrer war ein Reinform. Außerdem

frage ich mich langsam, ob die Betroffenen überhaupt Bescheid wissen. Ob sie ihre Zustimmung gegeben haben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nicht so schlimm. Aber was ich dir eigentlich sagen wollte: Ich werde mehr Leute brauchen. Und ein deutlich größeres Startkapital.«

»Eli hat alles genommen, was ich gespart habe, Reggie.«

»Nicht so schlimm. Ich kann was vorstrecken. Das mit der Steuerrückerstattung läuft gut. Ich habe Rücklagen. Und wenn alles vorbei ist, kriege ich nicht nur zurück, was ich eingesteckt habe, sondern auch dein Geld, und noch eine Menge darüber hinaus. Es wird sich noch alles zum Guten wenden.«

»Trotzdem versteh ich's nicht.«

»Nicht so schlimm. Das musst du auch nicht. Lass mich einfach machen.«

»Ich kann's gar nicht fassen ... nach so vielen Jahren bekomme ich sie endlich zurück, und schon verliere ich sie wieder. Eli hatte kein Recht, weißt du. Er hatte kein Recht, sie mir wegzunehmen.«

»Wir kriegen sie zurück, Unk. Verlass dich auf mich.«